

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 44

Artikel: Erinnerungen einer Blindgeborenen [Fortsetzung]

Autor: Dufau, P.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

2. November

Drei Gedichte von Jakob Bürki.

O's Brünneli.

Brünneli unt'rem Holderstock,
Unt'rem breite, alte,
Het's syr Läbtig so im Bruuch:
Cha nit d's Mülli halte.

Pläuderlet in einem furt
Syner alte Gschichte,
U' weiss mängischt no fogar
D's Allerneuschte z'brichtie.
U' derzue, mi glaubti's nit,
Mit üs Lüt im Gäßli
Trübt das Schatzli, wenn's ihm paft,
Gärn es luschtig Spähli.

Chürzlig het's mi o verwütscht. —
Grad bim erschte Schückli
Chüschelet's m'r scho i d's Ohr:
Du, i weiss es Stückli! "

"Gluntcherliglungg — scho mängischt z'Nacht
Ha-ni chönne glüüsle,
Wie zwöhi unt'rem Holderstock
Zfâme si cho z'düüsle".
"Wäg em Durscht? — Was dänkischt au!
Gluntcherliglungg — mys Röhrlie
Ischt halt nit so zuckerlüsle
Wie em Schatzeli 's — — Schnöreli."

"Bürschli, kennscht-ne? — Gäll, 's ischt di!
Bchenn mer's nume-n-isse!
Gluntcheschi-gunscherli-glungg, hihi,
Gäll, dier ha-n-i's troffe!" —

"Und eso-n-e Brunnestock,
Hu, wie ischt da chalte!
Lieber möchtisch Weichs u Warme,
Am ne-n-Ürfeli bhälte!"

"U' we d's Bänkli rede wett,
Das da näh der Stäge,
Bo de Müncheli z'doherwys! —
's soll der's fälder säge."

"Fragscht, wär's syg, die zwöi? — Der Bursch
Glycht dier wie-n-e Fleuge!
Tue, im Spiegel da im Trog
Will der-ne grad zeige!"

Brünneli unt'rem Holderstock,
Unt'rem breite, alte,
Bis so guet, u tue fürchi
Doch dhs Mülli halte!"

Im Schwyzherhuus 1918.

O d'Läde hei m'r fescht verhänkt,
U' glüüsle d'Ghyme-n-uus,
U' gäh guet Achting Tag und Nacht,
Wie's dußl blist u chlepst u chraht
U' brönt, es ischt e Gruus.
Mier blybe-n-innefur!

Mier warte, plange Tag für Tag,
Gob's nit gly Rue woll gäh.
U' d's Härz, das ischt vo Sorge schwär,
Der Chuchschaft gheiniischt läär,
Und's heißt bin d'Abendah:
Hab Sorg zum Biigli Brot!

Der Chüttel aber steit parat,
U' d'Büchse näh der Tür.
Wenn eine-n-iss am Hüttli müpst

Un uberschamt a d'Schwelle stüpft,
Si mier gly ussesfur
U' gäh-n-ihm grad für zwäng!

Der Ähriufläser.

Bi Gnäpper-Chläis het's wohl usgäh.
Es Fueder wie-n-e Flue
Füert är zum and're Huusse no
Syr große Schüüre zue.

Der Wäge gyret, gnepft u chlepst,
Fascht drückt's ihm d'Reder y.
Ig mit mym Seckli trappe-n-ihm
So sachli hingerdry.

's het jede hüt sy Teil erlängt,
Bloß si sie unglück schwär.
Sy Schülür ischt voll bis obenuus,
Myß Gädeli z'halbe läär.

Doch wenn är juur sy Maugere macht,
U' geht no gäng nit gneue,
Ha-n-i my Freud am Pünteli
U' pfylle-n-eis derzue.

Erinnerungen einer Blindgeborenen.

Nach dem Französischen des P. A. Dufau und einer Uebersetzung ins Deutsche von J. G. Knie bearbeitet von E. Grunder.

Auf unserem Gute lebte der junge Henriot. Unser Meier hatte denselben als Waisenkind angenommen. Ich hatte ihn früher unterrichtet. Er war mir treu ergeben, nach seiner Heimat „Montagne“ genannt. Von Henriots dankbarer Treue wußten meine Feinde nicht. Er war darum vor ihnen sicher. Da ich ihm vertrauen konnte, fragte ich ihn aus über das, was er auf dem Wirtschaftshofe über

meine Tante und ihren Verwandten gehört habe. Der Knabe gestand naiver Weise, daß er die Dame und den Herrn einige Male auf den Wiesen spazieren gesehen habe; daß sie wie zwei Verliebte getan haben; daß die große Johanne, mit welcher er eine Zeitlang schön getan habe, mehr wissen müsse. Er habe Johanne oft weinen gesehen und von ihr gehört, es sei der Herr, der ihr so großen Kummer verursacht habe. — Diese große Johanne war eines unserer Dienstmädchen. Ich hatte oft sagen gehört, daß sie wohlgebildet sei. — Ich ließ Johanne augenblicklich kommen und verlangte die volle Wahrheit von ihr. Das unglückliche Mädchen warf sich zu meinen Füßen und gestand, daß sie von St. S. verführt worden sei. Sie wisse, daß ein heimliches Einverständnis zwischen ihm und meiner Tante bestehet. Die Bitten und Drohungen des Barons, auch wohl die Furcht, ihre Schande an den Tag zu bringen, haben sie bis jetzt abgehalten, davon zu reden. Sie sei schon mehr als einmal im Begriff gestanden, sich umzubringen. — Ich entließ sie hierauf, indem ich ihr Stillschweigen einrätschte und ihr versprach, Mitleid mit ihr zu haben.

Der Bürgermeister von S.... war Holzhändler. Unter dem Vorwand, einen Handel mit ihm abschließen zu wollen, ließ ich ihn aufs Schloß kommen. Während er am Frühstückstische saß, ließ ich meine Tante auf mein Zimmer bitten. Ohne Umschweife erklärte ich ihr, Herr St. S. habe sofort das Schloß zu verlassen. — Sie schien anfangs wie vom Donner getroffen. Mit zitternder Stimme redete sie sinnloses Zeug. Dann aber faßte sie sich und entgegnete, so verfare man nicht mit einem Manne, wie der Baron denn doch einer sei! Erst müsse man alles genau untersuchen. Anders vorzugehen wäre eine wahrhafte Schande. Sie würde nicht leiden, daß ich mich einer solchen schuldig mache. Empört darüber, daß sie mich als unter ihrer Vormundschaft stehend behandeln wollte, sagte ich trocken: „Madame, ich habe nichts zu untersuchen; ich bin völlig unterrichtet. Ich will, daß Ihr Verwandter heute noch dieses Haus verläßt, in dem seine Gegenwart eine Schande ist!“

Sie unterbrach mich durch einen heftigen Ausruf, den sie mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch bekräftigte.

„Hören Sie!“ fuhr ich mit Ruhe fort, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, „der Maire Maret ist drüber. Er weiß noch nichts um den eigentlichen Gegenstand, um deswillen ich ihn habe holen lassen. Bedarf ich des Einschreitens des Gesetzes, um Herr in meinem Hause zu bleiben, so bin ich fest entschlossen, dieses in Anspruch zu nehmen.“

Meine Vorsichtsmaßregel machte sie wütend. In ihrer Aufregung leugnete sie Tatsachen, deren ich sie gar nicht beschuldigt hatte, und legte so Geständnisse ab, deren sie gar nicht gewahr wurde. Sie schloß damit: Ihren Vetter vom Schlosse jagen hieße so viel als sie selber fortjagen.

„Ich hatte die Absicht,“ sagte ich ihr, „Herrn von St. S. und nicht die Schwester meines Vaters aus meiner Nähe zu verbannen; doch wenn sie unzertrennlich sind....“

„Ich verstehe dich, Lucie,“ rief sie mit gesteigerter Wut, „ich werde dieses von jetzt an mir verhaftete Haus auch verlassen. Aber das wird dir teuer zu stehen kommen. Du treibst mich zum Neuersten und magst nun inne werden, ob ich mich zu rächen weiß!“

Dann verließ sie das Zimmer und zwei Stunden später mit dem Baron das Schloß. Meinen Handel mit Maret hätte ich während den Vorbereitungen zur Abreise in die Länge gezogen. Der Holzschlag wurde in dem Augenblide verkauft, als der Wagen aus dem Torwege hinausfuhr. Maret verließ mich, ohne zu ahnen, daß seine Anwesenheit im Schloß dazu beigetragen hatte, mich von den Beiden zu befreien.

Wieder frei geworden, entledigte ich mich einiger Dienstboten, zu deren Anstellung mich meine Tante bewogen hatte und die mir verdächtig waren. Ich bewog Lison, wieder zu mir zu kommen. Ihr Gatte war Zimmermann. Ich hatte auch für ihn Arbeit genug. Lison verstand mich sozusagen instinctmäßig und machte mir das Leben angenehm in jenen tausend Kleinigkeiten, aus denen es zusammengesetzt ist und die man besser nur fühlen als deutlich angeben kann.

Der alte Heder kam seit der Abreise meiner Tante wieder regelmäßig zu mir.

IV. Teil.

Meine Feinde waren fest entschlossen, ihre Beute nicht so schnell fahren zu lassen.

St. S. schrieb mir einen langen Brief, worin er mir einen Teil seiner Torheiten gestand, diese aber zu beschönigen suchte, indem er sie Irrtümer nannte und den Gewohnheiten seines früheren Lebens zuschrieb. Er wäre jedoch, sagte er, fest entschlossen, denselben ein Ende zu machen, denn das Vorbild meiner Tugenden habe ihn gebessert. Er schloß mit der Erklärung, daß er mich anbete und sich in den Gedanken nicht finden könne, ohne mich leben zu müssen.

Eines Morgens meldete man mir Herrn Mérard. Ich ließ ihn reden und beschränkte mich auf gelegentliche kurze und deutliche Einwürfe, die ihn außer Fassung brachten.

Am Abend eines heißen Sommertages saß ich auf meiner Terrasse. Vom Gebirge her wehten die Winde mir eine sanfte Kühlung zu. Die Grille sang in den Höhlungen der Weiden und einige Schwalben durchschnitten um mich her die Luft oder strichen unter freudigem Gezwitscher am Boden hin. Die sanfte, friedliche Natur war erquickend für Gefühl und Odem !

Ich stieg zur Wiese hinab. Am Ende derselben angelangt und nur wenige Schritte von einer auf die Landstraße führenden Tür entfernt, vernahm ich außerhalb derselben eine ächzende, nach Hülfe schreiende Stimme. Ich näherte mich, richte eine Frage an den Bettler, während ich in meiner Börse nach einem Almosen für ihn suchte; er aber erwidert: „Ach, fromme Dame, Ihr edles Mitleid tut mir wohl; allein ich bedarf in diesem Augenblide eines andern Beistandes. Ich bin alt und lahm, bin auf dem Wege gefallen und werde mich allein nicht wieder aufrichten können.“

Aufmerksam horchte ich hin. Es schien mir nach der Höhe der Stelle, von welcher die Stimme herkam, nicht möglich, daß dieser Mann am Boden liege. Ich äußerte meine Zweifel. Er entgegnete, er habe versucht, sich aufzurichten, das sei ihm aber nicht völlig gelungen. Ich überlegte nun entschieden, ob ich jemand rufen oder ihn selber in seinen Bemühungen unterstützen sollte Sein Ge-

ächze hörte nicht auf. Mich erfaßte das Mitleid. Ich öffnete . . . doch kaum hatte ich die Schwelle berührt, so wurde ich ergriffen und fortgerissen. Ein Tuch wurde mir in den Mund gestopft. All das geschah so blitzschnell, daß ich nicht Zeit hatte, auch nur einen Schrei auszustoßen. Außer mir vor Schrecken, kraftlos, fühlte ich mich in einen Wagen geworfen; im schnellsten Galopp führten mich Pferde davon.

Nach wenigen Augenblicken ward der Knebel, der mir den Atem benahm, gelöst. Eine unbekannte Stimme sagte zu mir: „Seien Sie ruhig, es wird Ihnen nichts Schlimmes geschehen; aber schreien Sie nicht und röhren Sie sich nicht von der Stelle!“

Ich schwieg. Was konnte ich tun? Ich sah bald ein, daß ich in eine Schlinge meiner Feinde geraten war.

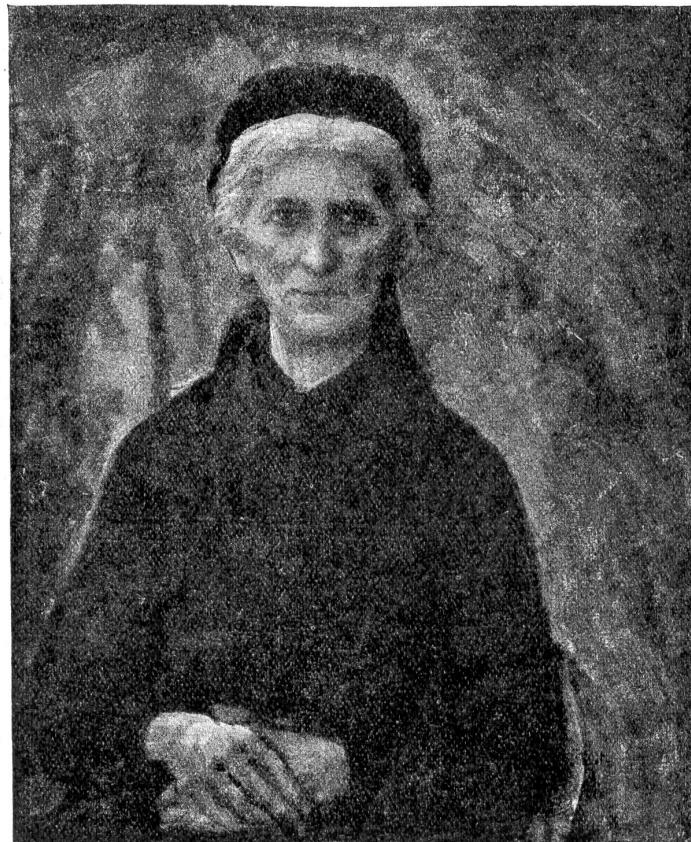
Nach einer vier- bis fünfstündigen Fahrt hielt der Wagen an, man ließ mich aussteigen, hierauf in einen Saal treten, worin sich mehrere Personen befanden, die mich umringten. Ich atmete auf, als ich die Stimme einer Frau unter den Unbekannten gewahrte. Sie befand sich offenbar nahe bei mir. Ich erhaschte ihr Kleid und flehete sie an, mich nicht zu verlassen. Auf mein Bitten antwortet rohes Gelächter. Der Mann, der mich hieher gebracht hatte, befahl: „Folgen Sie diesem Mädchen. Es wird Sie in ein Zimmer führen, wo Sie allein sind.“ Ich nahm ihren Arm, schritt quer durch das Gemach, dann über einige Holzstufen und befand mich in dem für mich bestimmten Raum.

Ich beeilte mich, auf die Gefahr hin, mich zu verleben, mein Gefängnis zu untersuchen. Kein Schlüssel, kein Riegel an der Tür, gegenüber ein Fenster, ein Bett mit Stollen ohne Vorhänge, ein Tisch und einige Stühle. Während ich all diese Gegenstände in ängstlicher Hast untersuchte, blieb das Mädchen, welches mich geführt hatte, stockstill. Ich setzte mich und richtete einige Fragen an die Person. Sie war eine Schäferin, der die hiesige Gegend völlig unbekannt war. Sie sprach nur eine plattdeutsche Mundart, die ich zwar verstand, aber nicht selbst reden konnte. Ein wahrer Kloß schien sie zu sein. Da ich nichts aus herausbringen konnte, schwieg ich. Die Speisen, die sie mir bot, wies ich zurück. Daß St. S. nicht erschien, verwirrte mich. Was hatte man mit mir vor? In Verzweiflung, unter ersticken- dem Schluchzen, rief ich aus: „Mein Gott, mein Gott, du haft mich verlassen! Ich bin verloren . . . !“

Da die Schäferin meinen Zustand nicht begreifen konnte, öffnete sie hastig die Tür. Alles lief herzu, und die Stimme, die ich schon mehrmals gehört hatte, sagte zu mir: „Ei, mein Fräulein, seien Sie doch ein bisschen vernünftiger! Ich wiederhole Ihnen, daß Sie ganz ruhig sein können! Sie müssen sich niederlegen und schlafen!“ — In der Aufregung, die mich durchbebte, erfaßte ich seinen Arm und sank auf die Knie, während ich rief: „Mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir!“

„Ich bitte Sie um alles,“ sagte er mit fast gerührter Stimme, „erniedrigen Sie sich nicht so vor mir!“

Während er sprach, hob er mich auf und erneuerte seine Aufforderung, mich zu beruhigen.



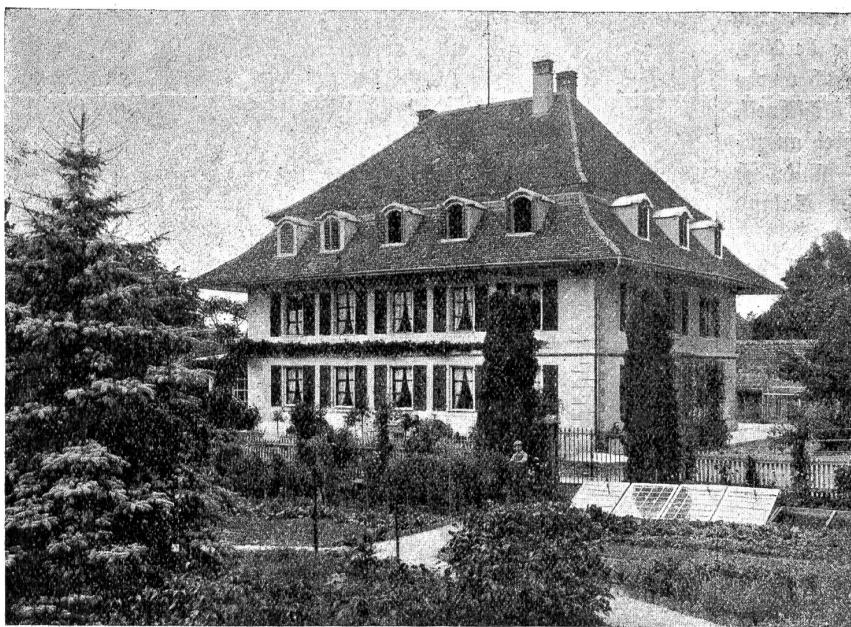
E. de Stoutz †, Genf: Altes Mütterchen.

„Mein Herr!“ begann ich wieder, „führen Sie mich wieder heim, und fordern Sie welchen Preis Sie wollen!“

Rasch verließ der Unbekannte das Zimmer. Ich blieb mit der Schäferin, deren Gegenwart ich für den Rest der Nacht verlangt hatte, allein. Ich stellte einiges Mobiliar vor die Türe, dessen Umstürzen im Fall eines Einbruchsvorwurfs mich warnen könnte. Von Müdigkeit überwältigt, legte ich mich, völlig angekleidet, nieder. Mein Schlaf war jedoch kein ruhiger. Immer wieder streckte ich den Arm aus, um mich zu überzeugen, daß das Frauenzimmer, welches meine einzige Sicherheit bedeutete, sich noch an meiner Seite befindet. Meine Wächterin schlief fest, in einen alten Lehnsstuhl vergraben.

Gegen Morgen erschien mein unbekannter Führer und kündigte mir an, daß wir uns auf den Weg machen müßten. Er fügte bei, daß unsere Fahrt nur einige Stunden dauern werde. Ich schwieg und ließ mich fortführen. Wir bestiegen den Wagen, und wie am vorigen Tage befanden sich zwei Personen mit mir im Innern desselben. Auf dem Sitz neben dem Postillon befand sich ein Dritter. Ich hörte denselben einige Worte flüstern. Es war St. S. So war ich also nun in seiner Gewalt! Den Schrecken, der mich erfaßte, vermag ich nicht zu schildern.

Die Höhe des Wagens ließen mich erkennen, daß wir in einen Seitenweg einbogen. Dieser war so eng, daß oft-mals Nette den Wagen streiften. Aus dem Klatschen der Peitsche schloß ich, daß wir uns in dichtem Gehölz befanden. Hier war nichts Besseres zu tun, als zu schweigen, auf alles



Dienstbotenheim Deschberg bei Koppigen. Gesamtansicht des Heims.

genau zu achten und so viel als möglich Geistesgegenwart und Seelenstärke zu bewahren.

Der Wagen hielt an. Ich mußte aussteigen und durchschritt einen Raum, der mir ein weitläufiger Hof zu sein schien. Stets von dem nämlichen Unbekannten begleitet, betrat ich einen niedrigen Saal. Hier setzte ich mich. Mein Begleiter entfernte sich mit der Bemerkung, seine Aufgabe sei nun erledigt.

Bald hörte ich eine Stimme, die ich sofort erkannte. Es war meine Tante, die in atemloser Hast herbeilief und mich in ihre Arme schloß. Sie stammelte abgerissene Worte: Sie denke nicht mehr an die Bekleidung, die ich ihr angehabe; alles sei vergessen, da sie ihre Nichte, ihre Tochter wieder habe.

Ich war sprachlos! Jetzt war ich die Schuldige! Großmütig verzieh man mir.

Nachdem sich diese Luftsprünge verstellter Empfindsamkeit erschöpft hatten, verließ mich meine Tante mit dem Vorwande, ich bedürfe jetzt dringend der Ruhe.

Als ich mich allein befand und mich überzeugt hatte, daß die Tür verriegelt war, fiel ich in einen tiefen Schlaf.

Ein Pochen an der Tür weckte mich. Meine Tante wollte mich zum Mittagessen holen. Ich öffnete, erklärte ihr aber entschieden, daß ich lieber auf alles Essen verzichten werde, als mich mit demjenigen zu Tische zu setzen, der mich so niederträchtig behandle. Sie ging fort, indem sie versprach, man werde mich auf meinem Zimmer bedienen; hoffentlich sei ich morgen vernünftiger.

Die Nacht war ruhig. Am Morgen brachte mir die Dienerin das Essen. Ihr hönigssüßer Ton, ihr zuvorkommendes Benehmen ließen mich hoffen, daß ich durch sie nützliche Erfundigungen einziehen, ja sie vielleicht für mich gewinnen könne; allein sie blieb zurückhaltend, und trotz aller Mühe konnte ich nichts aus ihr herausbringen.

Dann erschien die Tante. Sie nötigte mich, mit ihr in den Garten hinunterzugehen. Ich willigte ein, um den Ort meiner Gefangenschaft besser auszuforschen zu können. Neue Beteuerungen der Hingebung und Zärtlichkeit huben an. Sie machten mich ernsthaft ungeduldig, was meine Tante bemerkte. Sie fragte, ob ich denn wüßte, daß sie dieses Unternehmen gebilligt habe. Und wenn ihre Gegenwart den Zweck hätte, mich vor Gewalttat zu schützen! — Aber alle ihre Ergüsse ließen doch darauf hinaus, daß ich jetzt nichts Besseres tun könne, als den Wünschen ihres Bettlers zu entsprechen.

(Schluß folgt.)

Das Dienstbotenheim Deschberg bei Koppigen.

Von Fr. Vogt.

Seit Jahren schon hat unsere bernische Bauernschaft, wie anderwärts wohl auch, unter einem empfindlichen Man gel an Arbeitskräften zu leiden, der sich gerade jetzt besonders fühlbar und drückend gestaltet. Nach dem Kriege, wenn der Drang in die Fremde wieder frisch einsetzt, dürfte dieser Dienstenmangel noch empfindlicher werden. Man sucht deshalb nach Mitteln und Wegen, um tüchtige Arbeitskräfte der Landwirtschaft zu erhalten und neue zu gewinnen. Dabei ist man u. a. zu der Erkenntnis gekommen, daß eine der Hauptzwecke der bäuerlichen Arbeiterpolitik in der Fürsorge für die alternden Dienstboten bestehen muß. In der Tagespresse wird deshalb in letzter Zeit der Gründung von Altersasylen für die ländlichen Arbeiter gerufen und auch das schweizerische Bauernsekretariat, welches umfangreiche Untersuchungen über die landwirtschaftliche Arbeiterfrage vorgenommen hat, kommt zum gleichen Schluß. In den Städten bestehen solche Altersasyle längst und man empfindet sie als große Wohltat. Für die ländlichen Arbeiter aber ist bisher wenig geschehen. Und doch ist es bitter not-

wendig, dafür zu sorgen, daß auch sie getrost in die Zukunft blicken können, daß sie wissen, wo sie ihre alten Tage in sorgloser und freundlicher Weise beschließen können. Gar viele Knechte und Mägde, die Jahrzehnte lang treu gedient haben, die aber keine näheren Angehörigen besitzen, finden im Alter nur schwer einen passenden, würdigen Unterkunfts ort, verbleiben auch nicht mehr gerne auf dem Bauernhof, da sie das Gefühl haben, hier „im Wege“ zu sein. Oft kommen sie deshalb in Armenanstalten und hier sitzen sie neben Trinkern und Idioten. Sie haben dieses Los nicht verdient. Gerade die in den Städten besser organisierte Altersfürsorge veranlaßt ländliche Arbeiter oft, in die Stadt überzusiedeln.

Seit 1906 nun besteht im Dienstbotenheim Deschberg ein geradezu ideales ländliches Altersasyl für treue Dienstboten des Amtes Burgdorf, das in seiner Art, seinem liberalen Sinn und Geist im Kanton Bern, vielleicht sogar in der Schweiz einzig dasteht. Wenn wir nur mehrere derartige Stiftungen hätten! Das Heim liegt an der großen Heer-